

WOLFRAM MAUSER

Subjektivität – Chance oder Verirrung?

Zu Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“

SUBJEKTIVITÄT — CHANCE ODER VERIRRUNG? ZU CHRISTA WOLFS ›NACHDENKEN ÜBER CHRISTA T.‹

Von Wolfram M a u s e r (Freiburg/Breisgau)

Am 8. Oktober und am 3. Dezember 1975 las Christa Wolf in der Akademie der Künste der DDR in Berlin aus ihrem Roman ›Kindheitsmuster‹. In den darauf folgenden Diskussionen sagte Christa Wolf unter anderem:

„Mein Zugang zur Literatur, der Zwang zum Schreiben, ergibt sich daraus, daß ich sehr stark, sehr persönlich betroffen war und bin von der Geschichte, von der Geschichte unseres Volkes, unseres Staates und von allen Ereignissen, die ich seit meiner Kindheit bewußt erlebt habe. Es scheint mir, daß es nötig ist, daß es nützlich sein könnte — [...] —, wenn man versucht, die Schichten, die Ablagerungen, die die Ereignisse in uns allen hinterlassen haben, wieder in Bewegung zu bringen“ (SF, 864).¹⁾

Nicht die Meinung, daß Christa Wolf „den Status einer ‚gesamtdeutschen‘ Groß-Autorin erreicht“²⁾ habe, legt die Beschäftigung mit ihrem Werk nahe, sondern vielmehr die sehr aktuelle Frage, inwiefern und auf welche Weise es gelingen kann, „Schichten, [...] Ablagerungen“ von Vergangenen in Bewegung zu bringen und im Zusammenhang damit die Voraussetzungen für eine Entwicklung zu erkunden, die vorbei an Erstarrung, Verkrustung und Verknöcherung in eine humanere Welt führt.

Der Aspekt der Subjektivität gewinnt dabei — nicht nur bei Christa Wolf — zunehmend an Bedeutung. Während Autoren des Westens immer eindringlicher die inneren Widersprüche aufzudecken suchen, denen sich der einzelne nicht zu entziehen vermag und die bis zur Erfahrung einer ans Pathologische grenzenden individuellen Reduktion (Thomas Bernhard) führen, steht die Auseinandersetzung um den Wert und die Funktion des Subjektiven in der DDR im Mittelpunkt der Kontroverse zwischen der offiziös-offiziellen Literaturpolitik und den entschiedenen

¹⁾ Zitate aus Christa Wolfs Werken werden auf folgende Weise nachgewiesen: Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf: *Nachdenken über Christa T.* (Sammlung Luchterhand 31), Neuwied/Berlin 1969. Abkürzungen vor Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf: LS = Lesen und Schreiben, Aufsätze und Prosastücke (Sammlung Luchterhand 90), Darmstadt/Neuwied 1972. — SF = Diskussion mit Christa Wolf, in: *Sinn und Form* 28 (1976), S. 861—888. — WB = HANS KAUFMANN, Gespräch mit Christa Wolf, in: *Weimarer Beiträge* 20/6 (1974), S. 90—112.

²⁾ VOLKER HAMMERSCHMIDT u. ANDREAS OETTEL, Christa Wolf, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold (edition text + kritik), München 1978 ff., Lieferung 1. 7. 1978, S. 2.

Äußerungen einzelner Autoren. In der sehr schwierigen Situation, in die viele DDR-Autoren geraten sind, besitzt der Aspekt der Subjektivität eine Brisanz, die aus der Sicht des Westens und von den hier entwickelten Beurteilungskriterien her nicht ohne weiteres verständlich ist. Anhand von Christa Wolfs Roman ›Nachdenken über Christa T.‹ soll nicht nur gezeigt werden, welche Rolle Kategorien der Subjektivität in der Diskussion um die Grenzen des Zulässigen in der DDR-Literatur spielen, sondern auch der Versuch gemacht werden, die bestimmenden Faktoren dieser Subjektivität im Spannungsfeld von bürgerlichem Erbe und humanem Zukunfts-Entwurf zu verstehen.

Kritik und Forschung in Ost und West haben sehr viel Mühe darauf verwandt, die komplexe Erzählstruktur des Romans angemessen zu beschreiben.³⁾ Sie sind sich darin einig, daß in diesem Prosawerk die Gestalt der Christa T., die Ich-Erzählerin, die Verfasserin des ›Selbstinterviews‹⁴⁾ und die Autorin Christa Wolf perspektivenreich aufeinander bezogen sind. In der Frage, wer mit wem — ganz oder partiell — identisch ist, konnte sich die Forschung bisher nicht auf klare Zuordnungen einigen. Thesen und Vermutungen stehen unversöhnt nebeneinander. Dabei stellt sich die Frage, ob eindeutige Zuordnungen dieser Art möglich und nötig sind. Der Komplex ›Dokumentation-Erfindung‹ ist nicht weniger umstritten. Einige Interpreten halten die Tagebuch- und Brief-Ausschnitte für authentisch, andere für fiktiv und die Vorbemerkung der Autorin „für einen Trick“.⁵⁾ In einem Interview anlässlich der Frankfurter Buchmesse 1974 wandte sich Christa Wolf gegen Spekulationen und Mißverständnisse, die sich im Zusammenhang der ›Dokumente‹ ergeben hatten: Sie habe die Angaben ernst gemeint, die Dokumente gebe es wirklich, die Zitate stammten daraus — aber, da dies „allein nicht ausreichte“, habe „manches, worauf es [...] sehr ankam in der Interpretation dieses Lebens [...] erfunden werden müssen“;⁶⁾ an anderer Stelle meint Christa Wolf, daß das „Wichtigste“ erfunden sei.⁷⁾

Ich möchte weder die Spekulationen um die Frage nach der Identität von Christa T., der Ich-Erzählerin, der Verfasserin des ›Selbstinterviews‹ und Christa Wolf um eine weitere These vermehren noch den Versuch unternehmen, zwischen Dokument- und Erfindungscharakter des Gebotenen zu unterscheiden; selbst klare Zuordnungen dieser Art erbringen keinen entscheidenden Erkenntnisgewinn. Mit diesem Hinweis soll der Unterschied zwischen Dokument und Erfundenem nicht eingeebnet werden. Wirkliche und möglicherweise fiktive Dokumente unterstützen — über die Suggestionskraft des Erfundenen hinaus — den Anspruch auf

³⁾ ALEXANDER STEPHAN, *Christa Wolf* (Autorenbücher 4), München 1976, S. 59—92. — MARION VON SALISCH, *Zwischen Selbstaufgabe und Selbstverwirklichung. Zum Problem der Persönlichkeitsstruktur im Werk Christa Wolfs* (LGW 12), Stuttgart 1975, S. 33—62. — CHRISTA THOMASSEN, *Der lange Weg zu uns selbst. Christa Wolfs Roman ›Nachdenken über Christa T.‹ als Erfahrungs- und Handlungsmuster* (Monographien, Literaturwissenschaft 39), Kronberg/Taunus 1977. Weitere Literatur im ›Kritischen Lexikon‹ (zit. Anm. 2).

⁴⁾ *Kürbiskern* 4 (1968), S. 555—558 und LS, 76—80.

⁵⁾ THOMASSEN (zit. Anm. 3), S. 22.

⁶⁾ Ebenda, S. 23.

⁷⁾ Ebenda.

Authentizität des Berichteten. Christa Wolf war (und ist) es wichtig, die Ernsthaftigkeit und Gegenwartsbezogenheit ihres „Nach-denkens“ zu erkennen zu geben, das heißt zu zeigen, daß die weitgespannten geschichtlichen Perspektiven ihrer Werke eine unmißverständliche kritische Stellungnahme zu Erscheinungen der eigenen Zeit enthalten. Das Programm des *Bitterfelder Weges* hatte von den schreibenden Werktätigen Aktualität gefordert; in ›Nachdenken über Christa T.‹ kam die Autorin — nicht zuletzt durch die Verwendung von Dokumenten — diesem Verlangen nach; dies geschah freilich auf eine Weise, die nicht der Parteilinie entsprach.

Ich verzichte darauf, Problemen der Form weiter nachzugehen, und stelle statt dessen die Frage, nach welchem gemeinsamen Gesichtspunkt Christa Wolf die Ich-Erzählerin (und ihre „Komplizin“, die Verfasserin des ›Selbstinterviews‹) aus den Dokumenten hat auswählen und anderes erfinden lassen; denn es spricht alles dafür, daß die Auswahl aus den Dokumenten und die Erfindung von Nicht-Dokumentierbarem einem gemeinsamen Prinzip folgen. Dies gilt ebenso für die ungewöhnliche Erzählstruktur. Das verwertete Material (Dokumente und Erfundenes) und die benutzten Darstellungsmittel (Perspektivenwandel, Vor- und Rückblenden, Zeitsprünge usw.) dienen — so meine These — einer doppelten Absicht: Zum einen geht es darum, ein „Lebensmuster“ — das der Christa T. —, das die Autorin für bedenkenswert/nach-denkenswert hält, vorzustellen; und zum anderen — mit Hilfe der interessierten Anteilnahme der Ich-Erzählerin an Christa T. — zu signalisieren, welche Konstituenten des Lebensmusters der Christa T. zu berücksichtigen sind, wenn die DDR das Ziel einer humanen sozialistischen Gesellschaft erreichen soll.

Das Wort „Muster“ hat hier nicht die Bedeutung von mustergültig-vorbildlich, sondern von musterhaft-charakteristisch (pattern). Das Auswählen und Erfinden der Ich-Erzählerin dient also dem Versuch, das Musterhafte an diesem Leben herauszuarbeiten bzw. mit Hilfe der Phantasie in der erreichbaren Klarheit erst zu konstituieren. Christa T. „ist als Beispiel nicht beispielhaft, als Gestalt kein Vorbild“ (46). Durch sie wird also nicht eine mustergültige Lebensführung — so oder so — abgebildet, sie ist vielmehr die Trägerin von einzelnen, in sich zwar kohärenten, das Leben aber nur partiell beschreibenden Verhaltensweisen, die anhand und in Zusammenhang dieser Gestalt durchdacht und erprobt werden. Insofern haben wir es in dem Buch — trotz gegenteiliger Andeutungen der Verfasserin (8) — nicht nur mit Trauer- und Erinnerungsarbeit zu tun, sondern vor allem mit dem Versuch, bestimmte Elemente der Lebensführung, die die Ich-Erzählerin für bedeutsam hält, zu durchdenken und in ihrer Wichtigkeit erkennbar zu machen. Es ist also nicht so, daß Trauer und Erinnerung die Struktur des Werkes konstituieren.⁸⁾ Diese ergibt sich vielmehr aufgrund von Reflexionen, von Schlußfolgerungen aus Erfahrungen und durch Bezugnahme auf Allgemeines. Das forcierte Erinnern, die Auswahl aus Dokumenten und das Erfinden notwendiger, aber fehlender Elemente stellen jedoch die Mittel dar, mit deren Hilfe Denk-

⁸⁾ Ebenda, S. 33 („Erinnern als Grundstruktur“).

Inhalte vergegenwärtigt werden. Das, was die Ich-Erzählerin als Erinnertes, Gefundenes (in Dokumenten) und Hinzu-Phantasiertes ausgibt, ist in Wirklichkeit das Ergebnis aus Erfahrung, Beurteilung, Messen an Gültigem und Sich-in-der-Welt-Orientieren, das am Lebensmuster Christa T.'s festgemacht wird. Nachdenken ist eine treffende Bezeichnung für das, was die Ich-Erzählerin leistet. Es darf aber nicht vergessen werden, daß das, was sie im Prozeß des Nachdenkens hervorbringt, eigentlich ein Wiederentdecken von Vor-Bedachtem darstellt, an dessen Ablauf kognitive und emotionelle Faktoren gleichermaßen beteiligt sind. In diesem Sinne „verfügt“ die Ich-Erzählerin über Christa T. (7) und ist es ihr möglich, „die Linien ihres liegengelassenen Lebens zu verlängern“, und zwar „mit der gebotenen Vorsicht und in ihrer natürlichen Perspektive“ (120), das heißt im Rahmen ihres Lebensmusters, aber dennoch bezogen auf ein zu realisierendes Allgemeines, für das bestimmte Aspekte des Musters von großer Wichtigkeit sind.

Die Ich-Erzählerin erinnert, wählt aus und erfindet Neues auf der Linie des sie interessierenden Lebensmusters der Christa T. Welches sind nun die Faktoren, die dieses Lebensmuster konstituieren? Ehe ich versuche, diese Frage zu beantworten, sei bedacht, daß die Elemente dieses Lebensmusters in kritischer Spannung zur Wirklichkeit der DDR stehen, also eine Lesart besitzen, die für uns im Westen nur schwer und nur auf dem Weg über Kenntnisse und gedankliche Prozesse realisierbar ist. Dies gilt auch für die Tatsache, daß Christa T. und ihre Chronistin nicht die Absicht haben, den Staat und seine politische Grundstruktur in Frage zu stellen, ganz im Gegenteil; Christa T.: „Das alles ändert nichts, unlösbarer Widerspruch, an meiner tiefen Übereinstimmung mit dieser Zeit“ (71). Offenbar war es der Ich-Erzählerin wichtig, mit überklaren Äußerungen dieser Art (und strategischen Abwehrpositionen anderer Art) sowohl zu erwartende Kritik östlicher Dogmatiker (die trotzdem eintrat) als auch selbstzufriedene Freude westlicher Beurteiler (die dennoch nicht zu verhindern war) abzuwehren. Alles, was Christa Wolf die Ich-Erzählerin berichten und formulieren läßt, ist bezogen auf die Verhältnisse in der DDR und erhält erst im Hinblick auf sie seine eigentliche Aussagequalität. Der unverkennbar kritische Impetus des Werkes gewinnt seine Energien aus der Solidarität mit diesem Staat und mit seiner politischen Grundkonzeption, das heißt mit dem Bild einer sozialistischen Gesellschaft, wie Christa Wolf sie sich vorstellt, und mit ihr viele Bürger der DDR. Nichtsdestoweniger gilt, daß fast alle Probleme, die der Roman behandelt, auch außerhalb der DDR von außerordentlicher Aktualität sind.

Die inhaltliche Bestimmung des Lebensmusters der Christa T. erfolgt durch die Darstellung bestimmter Episoden ihres Lebens (Kindheit, Flucht 1945, Lehrtätigkeit, Studium, Freundschaften, Heirat, Familie, Hausbau) und deren Deutung und Einordnung. Das heißt, es werden nur jene Episoden dargestellt, an denen Elemente des Lebensmusters erkennbar sind; und sie werden nur so weit dargestellt, als sie diese Absicht erfüllen können; das andere interessiert nicht, dem anderen wird Nachdenken nicht zuteil. Die allgemeinste Kennzeichnung dessen, was die Ich-Erzählerin „Muster“ (43) nennt, wird schon im Motto des Buches mit Worten Johannes R. Bechers formuliert: „Was ist das: Dieses Zu-sich-selber-

Kommen des Menschen?“ Die Ich-Erzählerin nimmt für sich in Anspruch, über das — wie Becher es ausdrückt — „Witterungsvermögen dafür und die Ahnung dessen“ zu verfügen, „daß der Mensch noch nicht zu sich selber gekommen ist“ (LS, 77), sie behauptet aber keineswegs, die Antwort auf diese Frage zu besitzen. Am Lebensmuster der Christa T. macht sie aber — aus ihrer Sicht — auf entscheidende Voraussetzungen für dieses „Zu-sich-selber-Kommen“ aufmerksam. Oder anders gesagt: Einzelne Verhaltensweisen der Christa T. deutet die Ich-Erzählerin als sinnvolle und sinnbildhafte Vergegenwärtigungen des Versuches, sich selbst zu verwirklichen, und dies im Rahmen einer sozialistischen Gesellschaft.

Was ist es nun im einzelnen, das das Lebensmuster Christa T.'s charakterisiert und vor allen anderen bedenkens- und mitteilenswert macht? Im vierten Kapitel des Buches heißt es:

„Christa T. ging dann doch.“ [Gemeint ist: weg von Vater und Mutter.] „Sie hat diesen Vorgang — wegzugehen — später noch öfter wiederholt; dahinter verbirgt sich ein Muster, schon ablesbar beim erstmalig: hinter sich lassen, was man zu gut kennt, was keine Herausforderung mehr darstellt. Neugierig bleiben auf die anderen Erfahrungen, letztes Endes auf sich selbst in den neuen Umständen. Die Bewegung mehr lieben als das Ziel.“ (43)

Gegen inneren und äußeren Widerstand (28) hält sie an ihrer Art zu leben fest: „Immer neu sich verbinden und immer wieder davongehen dürfen“ (112), so notiert sie im Tagebuch. Sie sucht und geht dabei bis an den Rand der Möglichkeiten (117), riskiert hohen Einsatz (62) und läßt es „darauf ankommen [. . .], auf ein Unglück, auf einen Tod, auf eine Freundschaft“ (14). Es ist ihr nicht nur „jedes Mittel recht, etwas Neues über sich zu erfahren“ (153), sie hat sich auch die „Fähigkeit bewahrt“, „erbittert zu sein“, „Erbitterung aus Leidenschaft“ (128) zu erleben. Schon das Kind denkt „ICH bin anders“ (25), und die Erfahrung, sich von den anderen zu unterscheiden, begleitet sie ihr Leben lang (30, 45, 58, 116, 134). Sie nimmt es auf sich, „überall zu Hause und überall fremd zu sein, zu Hause und fremd in der gleichen Sekunde“ (16 f.). Diese Erfahrung des Fremdseins ist es auch, die dazu führt, daß sie von Einordnung nicht viel hält (48) und daß sie es nicht fertigbringt, Grenzen anzuerkennen (48). Sie weiß nichts, ehe sie es nicht probiert hat (63), und liefert Beweise dafür, „daß es ihr nicht ganz und gar zuwider war, sich in Abhängigkeit zu begeben, wenn nur sie es sein konnte, die wählte“ (17). Sie ist darauf versessen, sich offenzuhalten (113, 116, 119, 165), sich „geheime Möglichkeiten“ zu bewahren (117, 132) und sich nicht das Recht nehmen zu lassen, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben (165). Der Mann, das Kind und das Haus sind ihr Gelegenheiten, jeweils ganz neu anzufangen (148 f., 154), sich neu zu organisieren.

Ihre Unfähigkeit, die Konstituenten ihres Lebensmusters aufzugeben, führt Christa T. an den Rand des Existieren-Könnens. „Mir steht alles fremd wie eine Mauer entgegen. Ich taste die Steine ab, keine Lücke. Was soll ich es mir länger verbergen: Keine Lücke für mich“ (71). Sie denkt an Selbstmord. „Da sie an der Welt nicht zweifeln konnte, blieb nur der Zweifel an sich“ (72). Der Arzt deutet die Symptome: „Todeswunsch als Krankheit. Neurose als mangelnde Anpassungs-

fähigkeit an gegebene Umstände“ (72). Sie verzichtet danach, den Arzt nochmals zu sehen und kämpft weiter „um sich mit sich selbst“ (74).

Aber sie erfährt auch Glückhaftes: „Sie hat“, so heißt es, „zu ahnen begonnen, daß man sie [die freien, großmütigen Augenblicke] selbst erzeugen muß, und daß sie das Mittel dazu hatte“ (87). Die Fähigkeit, „sich selbst hervorzubringen“ (129), erfüllt sie mit Befriedigung und Zuversicht, ohne daß deshalb ihr Drang nachgelassen hätte, sich zu vervollkommen im Sinne von Zu-sich-selber-Finden. Das Ziel: „Nichts weiter als ein Mensch sein“ (37), bleibt, und die Möglichkeit, es zu verwirklichen, ist für sie verknüpft mit der Forderung: „Wir müssen groß von uns denken, sonst ist alles umsonst“ (99). „Einmal im Leben, zur rechten Zeit, sollte man an Unmögliches geglaubt haben“ (53). Voraussetzung dafür ist unter anderem, daß man die „Schreie“ in sich nicht erstickt hat (15) — und sei es die besondere Art, Trompete zu blasen (13, 114, 165).

Schon früh findet sie einen Weg, „sich gegen die Übermacht der Dinge zu erwehren“: Schreiben (36). „Daß ich nur schreibend über die Dinge komme!“ (36), notiert sie. Sie entdeckt Trost „in den geschriebenen Zeilen“ (23) und gewinnt die Gewißheit, daß „innerlich beteiligtes Schreiben immer auch mit Selbstbehauptung und Selbstentdeckung zu tun hat“ (58). Im Gespräch mit Hans Kaufmann beschreibt die Autorin diese Erfahrung Christa T.'s präziser, die Tatsache nämlich, „daß Schreiben nicht von seinen Endprodukten her zu sehen“ sei, „sondern als ein[en] Vorgang, der das Leben unaufhörlich begleitet, es mit bestimmt, zu deuten sucht; als Möglichkeit, intensiver in der Welt zu sein, als Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen, Handeln.“

Und das Ergebnis:

„Materialisierte Zeugnisse einer Produktivität, die sich hauptsächlich nicht auf etwas Materielles, wohl aber auf etwas hoch Reales und Bedeutsames richtet: nämlich auf die Hervorbringung neuer Strukturen menschlicher Beziehungen in unserer Zeit“ (WB, 95).

Schreiben ist offenbar nicht nur ein Weg, sich der bedrängenden Umstände zu erwehren, sondern ist auch eine Form innovatorischen Vorausdenkens. Die nach Aufrichtigkeit „süchtige“ (168) Christa T. vertritt das „Recht auf Erfindungen, die kühn sein sollten, aber niemals fahrlässig“ (169). An ihrem Beispiel erkennt die Ich-Erzählerin eine der entscheidenden Voraussetzungen jeder Veränderung: „Weil nicht Wirklichkeit wird, was man nicht vorher gedacht hat“ (169). Christa T., die viel auf Wirklichkeit hält, die Zeit der „wirklichen Veränderungen“ liebt und es liebt, „neue Sinne zu öffnen für den Sinn einer neuen Sache“ (169), ist nicht die Verkörperung eines zukünftigen idealen Menschentyps, ihr Leben macht aber darauf aufmerksam, daß nur Innovation werden kann, was vorher in Gedanken lebte. Und Veränderung auf Neues hin bedeutet zuallererst Aufhebung des Gewohnten und Erstarrten.

Nicht erst in ›Kindheitsmuster‹ (1976), sondern schon in ›Nachdenken über Christa T.‹ und in einer Reihe von Stellungnahmen Christa Wolfs geht es um das Thema des Nachwirkens früher kindheitlicher Prägungen im späteren Leben und

um die Schwierigkeit, sich von frühen „Ablagerungen“ in der Biographie, die aus späterer Sicht fatal erscheinen, zu lösen. Kann man sich dem Neuen hingeben, ohne die Spuren des Selbst zu verlieren? (35) Von ganz besonderer Dringlichkeit erscheint das Nachdenken über diese Frage für jene Zeitgenossen (Christa T.'s, der Ich-Erzählerin, der Verfasserin des ›Selbstinterviews‹ und Christa Wolfs), die unter dem Faschismus aufgewachsen sind und dann den Versuch machten, sich in den neuen Staat zu integrieren. Christa T. gibt sich „Mühe hineinzupassen“, wird aber „inmitten (des) Rauschs der Neubenennungen“ den Zweifel „an der Wirklichkeit von Namen“ (37) nicht los, an der Möglichkeit, die Dinge in sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Während um die anderen „ein hermetischer Raum“ entsteht, „der seine Gesetze aus sich selber“ zieht und nicht dem „Zweifel unterworfen“ ist (57), bleibt sie voller Skrupel und mehr denn je den Gesetzen ihres Lebens verpflichtet. Auf die „absolute Perfektion und Zweckmäßigkeit des Apparats, den reibungslos in Gang zu halten kein Opfer zu groß“ scheint, auf die Erfahrung, „Schräubchen“, Teil eines glatt funktionierenden „Mechanismus“ zu sein (57) und auf die „neue Welt der Phantasielosen“, der „Tatsachenmenschen“, der „Hopp-Hopp-Menschen“, wie sie sie nennt (52), antwortet Christa T. mit verstärktem Nachdenken „über ihre Kindheit“, spürt sie schreibend „dem Kind in sich selbst“ nach (57 f.). Dabei entdeckt sie die frühe Erfahrung des Anders-Seins, der Fremdheiten und vor allem der Angst: „Die Angst vor dem Vogt“ (21) festigt sich zur Angst vor Autorität schlechthin, begleitet sie fortan und gewinnt ungeheuerliche Aktualität. Aber auch „Gewißheiten“ gehören zur Kindheit: „inmitten ihres festen Hauses, inmitten des Dorfes [...], inmitten der dunklen Wälder [...], (wo) der Himmel heiterer (ist), (wo) weißere Schönwetterwolken als irgendwo (sind)“ (20). Überrascht es da, daß Christa T. später — als Frau und Mutter — Selbstverwirklichung darin sucht, ein eigenes Haus zu bauen, es ihr gemäß einzurichten und es ihren Bedürfnissen entsprechend zu führen — und dies im Angesicht des Todes, der ihr wie ein anderes Wort für Angst erscheint? (174) In der schon erwähnten Diskussion im Herbst 1975 formuliert Christa Wolf deutlicher, als sie die Ich-Erzählerin Christa T. gegenüber sein läßt: „[...] die Kindheit ist ein unheimlich intimes Erleben“ (SF, 871), und sie fügt hinzu: „[...] sie (die Kindheit) wirkt stark, aber sie wirkt auf solche unterirdische Weise, daß man es sehr schwer messen kann“ (SF, 874). Und sie zögert nicht, das, was sie eigentlich meint, beim Namen zu nennen: „[...] ich glaube, daß so manches, was unsere Generation heute tut oder nicht tut, noch mit der Kindheit zusammenhängt“ (SF, 876), mit der Kindheit unter dem Faschismus.⁹⁾ Christa Wolf fordert mit Anna Seghers: „Wenn der Faschismus besiegt ist, muß er noch einmal besiegt werden, in den Köpfen der Leute“ (LS, 100). Aber in der Praxis ihres Schreibens stellt sich das Problem komplizierter dar. Da ist nicht von „besiegen“ die Rede, sondern von einem „Reifeprozess dieser meiner Generation“ und davon, daß dieser Prozess „ins Stocken kam“ (WB, 98), und daß „sich verändern“ auch heißen müsse, „die schwer beschädigten Apparate zur Wahrnehmung und richtigen

⁹⁾ Ähnliches äußert Christa Wolf in WB, 98 und 103.

Reaktion auf die Realität“ wieder in Ordnung bringen (SF, 874). Es lasse sich kein Datum geben, von dem ab man die eigene Vergangenheit als „bewältigt“ erklären könne (WB, 98), denn es gehe ja um die „Bewältigung der Vergangenheit in der Gegenwart“ (WB, 103). Das Nachdenken über Christa T.'s Werdegang wird so zum Nachdenken über die Möglichkeiten, sich im Hier und Heute (1968) selbst zu verwirklichen. Es besteht kein Zweifel, daß die zahlreichen Linien, die sich in Christa T.'s Leben von der Kindheit zum Erwachsenenalter hinziehen (Motive, Themen, Elemente des Lebensmusters) und die die Ich-Erzählerin aufdeckt, indem sie darüber nachdenkt, einerseits ein hohes Ausmaß an Beunruhigtsein signalisieren und andererseits auch Irritation auslösen. Man muß sich vor Augen halten, was es bedeutet, in der DDR ein Lebensmuster literarisch zu vergegenwärtigen, zu dem grundsätzlich gehört, daß Kindheitserfahrungen nicht einfach tilgbar sind und offenbar auch nicht ohne weiteres im dialektischen Prozeß aufgehoben werden können. Abgesehen davon, daß eine solche Überzeugung den Grund-Kategorien marxistisch-leninistischer Menschenauffassung zuwiderläuft, wonach der Mensch im Sinne der Parteidoktrin fast unbegrenzt veränderbar und erziehbar sei, konnte und kann sich ein großer Teil der Führungsschicht des Staates, der etwa derselben Generation angehört, betroffen fühlen. Mehr noch: Entscheidende Elemente des Lebensmusters, das hier durchgespielt wird, konnten und können vielen Lesern als alternative Leitlinien gegenüber einer Wirklichkeit erscheinen, in deren Verlängerung man die Umrisse einer humaneren Welt nicht zu erkennen vermochte: technologisch-bürokratische Lösung von Problemen, übertriebenes Vertrauen in das Funktionieren des Apparates, Durchsetzen formaler Autorität, Anpassung als „Kern der Gesundheit“ (109), Berechnung als Überlebensstrategie, Schematismus, Verfestigung, Stagnation.

In der Ausgabe vom 10./11. März 1979 veröffentlichte die ›Süddeutsche Zeitung‹ ein Interview, in dem Christa Wolf auf die Frage nach der „Aura des Utopischen“ in ihren Werken antwortet: „Mein Verhältnis zur Utopie — nicht das meiner Figuren — wird eher stärker und bewußter, weil die Realität sich verfestigt, etabliert hat.“¹⁰⁾ Deutlicher als 1969 zeigt sich heute, daß Christa Wolfs Werke im Spannungsfeld von zwei konfliktproduzierenden Faktoren stehen, im Spannungsfeld der „Schichten, der Ablagerungen, die die Ereignisse in uns hinterlassen haben“, und der Verfestigungen und Erstarrungen des neuen Systems.

Gegenüber den Verfestigungen und Erstarrungen des Systems stellt das „Nachdenken“ der Ich-Erzählerin das dynamische Prinzip dar, das neue Strukturen menschlichen Zusammenlebens hervorzubringen vermag. Das Projektive hin auf eine bessere Zukunft kann nicht durch Wiedergabe der Wirklichkeit sichtbar gemacht werden, sondern nur durch ein Verfahren, das die bestehende Realität transzendiert. Die entscheidende Aussage in Christa Wolfs Roman bezieht sich daher nicht unmittelbar auf die Wirklichkeit, sondern reflektiert den Bezug zur Wirklichkeit.¹¹⁾ Dieser Intention entspricht die Form der Prosa. Sie ermöglicht

¹⁰⁾ Süddeutsche Zeitung 58, 10./11. März 1979, S. 129.

¹¹⁾ GÜNTER KUNERT in: Wirkungsgeschichte von Christa Wolfs ›Nachdenken über Christa T.‹, hrsg. v. Manfred Behn (Athenäum TB Literaturwissenschaft 2140), König-

es besser als die traditionelle epische Darstellungsweise, nicht die Realität selbst, sondern den Umgang mit ihr zu vergegenwärtigen. Der Unterschied zwischen *Erzähler* und *Prosaautor* ist für die Autorin nicht belanglos. Das strenge Nacheinander von Ereignissen, dem der epische Erzähler folgt, entspricht nicht ihrem Aussagebedürfnis. Sie braucht eine Organisationsform des Darzustellenden, die es ihr ermöglicht, den Denk- und Lebensprozeß, in dem sie selbst steht, „fast ungemildert“ mit zur Sprache zu bringen, eine Prosaform, die dem Erzählen-Müssen, „um zu überwinden“, gerecht wird (WB, 93 f.). Was Christa Wolf schreibend realisiert, ist eine Prosa, die die einzelnen Episoden im Prozeß des Reflektierens, Beurteilens und Einordnens darstellt. Sie legt mehr Gewicht auf das Fortschreiten an Einsicht als auf die Abfolge von Ereignissen. Nur so kann sie das füreinander Relevante in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft jeweils präsent halten. Wir haben allen Anlaß anzunehmen, daß die Prosa-Konzeption, die Christa Wolf in ›Lesen und Schreiben‹ entwirft, weitgehend dem entspricht, was sie selbst zu verwirklichen trachtet. Danach ist Christa Wolf entschieden der Meinung, daß diese Art Prosa die Forderung nach *Realismus* — freilich in einem gewandelten Verständnis — erfüllt:

„Einsicht herrscht, Nüchternheit und Kenntnis bei gesteigerter Sensibilität [...]. Nicht Dürre der Konstruktion oder Naturalismus, aber auch der Überschwang erhitzter Empfindungen nicht. Sondern: phantastische Genauigkeit“ (SL, 205).

Im Nachwort zur Ausgabe der Erzählungen der Anna Seghers weist Christa Wolf auf den dynamischen Charakter dieser Erzählform noch deutlicher hin; an ihrem Werk könne man lernen, was Prosa sei: „Treffpunkt zwischen Subjekt und Objekt. Phantastische Genauigkeit. Strenge Gebundenheit, grenzenlose Freiheit. Verzauberung von Fakten in neue Realität.“¹²⁾ Christa Wolf sieht eine „tiefe Übereinstimmung dieser Art zu schreiben mit der sozialistischen Gesellschaft“; denn, so schreibt sie, diese Prosa

„kann sich nur mit gedanklichen Strömungen und gesellschaftlichen Bewegungen verbinden, die der Menschheit eine Zukunft geben, die frei sind von den jahrhundertealten und brandneuen Zauberformeln der Manipulierung und selbst das Experiment nicht scheuen“ (LS, 208).

Nicht Wirklichkeit, sondern den Bezug zur Wirklichkeit zum Thema eines Prosawerks zu machen, heißt also, Inhalte und Formen zu finden, die die „inneren Schichten“ des Menschen in Bewegung setzen (SF, 865) hin auf eine Zukunft, die „revolutionär und realistisch“ ist, die zum „Unmöglichen“ verführt und ermutigt (LS, 220).

Wenn es zutrifft, daß das Lebensmuster der Christa T. Elemente eines kritischen Entwurfs enthält, so stellt sich die Frage, woher Christa T. (bzw. die

stein/Taunus 1978, S. 124. Das Kunert-Interview erschien vollständig in: JOACHIM WALTHER, *Meinetwegen Schmetterlinge. Gespräche mit Schriftstellern*, Berlin 1973, S. 79—97, Zitat S. 91 f.

¹²⁾ ANNA SEGHERS, *Aufstellen eines Maschinengewehrs im Wohnzimmer der Frau Kamptschik* (Sammlung Luchterhand 14), Neuwied/Berlin 1970, S. 157.

Autorin) die Legitimation ihrer Kritik bzw. die Kategorien bezieht, die sie dieser Kritik zugrunde legt, oder anders gesagt: die sie für Voraussetzungen des „Zu-sich-selber-Kommens“ hält. Das Buch selbst gibt darüber Aufschluß. Die Ich-Erzählerin weiß sich mit Christa T. einig, wenn sie auf der Forderung nach Wahrheit beharrt (68, 129), danach, die Wirklichkeit zu erfassen und die Tatsachen zu beachten („wirklichkeitshungrig“ 58, „süchtig nach Aufrichtigkeit“ 168, „sinnsüchtig, deutungssüchtig“ 138). Aber was ist Wahrheit, ist Wirklichkeit, sind Tatsachen für Christa T.? Die Ich-Erzählerin faßt Christa T.s Überzeugung in den (nach Kähler „unseligen“¹⁸⁾) Satz: „Was sind Tatsachen? Die Spuren, die die Ereignisse in unserem Inneren hinterlassen“ (167). Zuvor schon fiel die Bemerkung: „Und schafft nicht auch — Nachdenken Tatsachen?“ (58) Jedenfalls ist es dieser Bereich des Tatsächlichen, der Christa T. vor allem beschäftigt und die Ich-Erzählerin so sehr interessiert. Aber wie werden wir uns der Spuren inne, die Ereignisse in uns hinterlassen haben? Wo liegt die Gewähr dafür, daß wir es in bestimmten Situationen mit „Abgelagertem“, mit einer Begegnung von Früherem und Späterem in unserem Inneren zu tun haben, und nicht mit Zufälligem oder Beiläufigem? Die Antwort auf solche Fragen steht nicht in einzelnen Sätzen des Buches, sondern ergibt sich aus Thema, Konzeption und Durchführung. In Gesprächen (zum Beispiel WB) und Diskussionen (zum Beispiel im Herbst 1975 in der Berliner Akademie) bringt Christa Wolf dies auch zum Ausdruck: Aufschluß über richtig und falsch gibt die Erfahrung, die Erfahrung der Wirklichkeit, wie sie der einzelne macht; gibt die besondere, subjektive, durch nichts ersetzbare Erlebnisweise des einzelnen Menschen, für den Emotionen zum Beispiel ebenso wichtig sind wie Einsichten — kurz: gibt das, was Christa Wolf etwas allgemein als „Lebensstoff“ bezeichnet, und was so leicht mißverstanden wird. Was im Buch in zahlreichen Episoden dargestellt und durch Reflexion und Einordnung im Sinne von Selbständigkeit, Selbermachen und Dem-eigenen-Gesetz-Folgen gedeutet wird, charakterisiert Christa Wolf folgendermaßen, wobei sie durch die Art der Formulierung bereits mögliche und erwartete Kritik abwehrt.

„Dies ist durchaus ‚eingreifende‘ Schreibweise, nicht ‚subjektivistische‘. Allerdings setzt sie ein hohes Maß an Subjektivität voraus, ein Subjekt, das bereit ist, sich seinem Stoff rückhaltlos [...] zu stellen, das Spannungsverhältnis auf sich zu nehmen, das dann unvermeidlich wird, auf die Verwandlungen neugierig zu sein, die Stoff und Autor dann erfahren“ (WB, 95).

Ein solcher Autor

„leugnet seine Verantwortung nicht, er trägt nicht leicht an ihr, aber er hütet sich auch, sie vor sich selbst zu übertreiben und sich zu verkrampfen. Denn es ist schwierig, unverwandt und unbedingt wahrhaftig von den eigenen Erfahrungen auszugehen“ (LS, 216).

Christa Wolf prägt für diese Art „eingreifenden“ Schreibens den Begriff der „subjektiven Authentizität“ und verleiht dem Aspekt des Authentischen im Werk

¹⁸⁾ HERMANN KÄHLER, Christa Wolfs Elegie, in: Sinn und Form 21 (1969), S. 251—261, hier S. 256.

unter anderem dadurch zusätzliche Glaubwürdigkeit, daß sie Dokumente mit einbezieht. Sie betont, daß sie mit dieser Schreibweise „die Existenz der objektiven Realität“ nicht bestreiten, sondern vielmehr erreichen wolle, daß man sich mit ihr produktiv auseinandersetzt (WB, 95). Dennoch: Es stellte sich sehr bald heraus, daß sich an den Kategorien, die dem Begriff „subjektiver Authentizität“ zugrundeliegen — nämlich Erfahrung und Subjektivität — die Geister scheiden. Es wäre verfehlt, den Begriff der Subjektivität, wie ihn Christa Wolf für sich in Anspruch nimmt, in einer einfachen Verlängerung von — wie immer verstandenen — bürgerlichen Individualismus-Vorstellungen zu sehen. Während *Subjektivität* im Sinne individueller Selbstverwirklichung und persönlichen Rechts in der Tradition aufklärerisch-bürgerlichen Denkens eine Grundkategorie der Anthropologie, der Erkenntnistheorie, der Ethik, der Soziallehre, der politischen Wissenschaften und der politisch-staatlichen Organisationsformen darstellt und insofern eine überragende Legitimationskraft besitzt, hat der Begriff „Subjektivität“ im Rahmen der Überlegungen Christa Wolfs (und anderer DDR-Autoren) eher funktionalen Charakter. Dieses „Zu-sich-selber-Kommen des Menschen“ (5), die „Sehnsucht nach Selbstverwirklichung“ (LS, 215), das Nachdenken, dessen Inhalte die Voraussetzung jeglicher Innovation darstellen, haben nicht die Vollkommenheit und Glückseligkeit des einzelnen zum Ziel, sondern die Verwirklichung eines gesellschaftlichen Zustandes, der frei ist von den Schlacken bislang erfahrener sozialistischer Realität. In der Bereitschaft, sich einer Prosa zu bedienen,

„die den Mut hat, sich selbst als Instrument zu verstehen — scharf, genau, zupackend, veränderlich — und die sich als Mittel nimmt, nicht als Selbstzweck. Als ein Mittel, Zukunft in die Gegenwart hinein vorzuschieben, und zwar im einzelnen“ (LS, 207);

in einer solchen Prosa, die „den Mut haben muß, auf Erkundigungen zu gehen“ (LS, 208), sieht Christa Wolf die große Aufgabe des Schriftstellers. Die Art des „Subjektivismus“, der Günter in Christa Wolfs Roman verfallen ist (68), steht dazu in scharfem Kontrast. Es ist dies ein Subjektivismus, der alle Anstrengungen am Punkt eigenen Wohlseins, eigenen Behagens und eigenen Glücks enden läßt und sich darauf verläßt, daß sich der gesellschaftliche Fortschritt aus der Summe individueller Glückserfahrungen ergebe, anstatt von der „wichtigen Freiheit“ Gebrauch zu machen, sich als engagiertes Mitglied der Gesellschaft „in die Zukunft vorauszuwerfen“ (LS, 215).

Während Christa Wolf darauf beharrt, mit ihren Prosawerken der Sache des Sozialismus zu dienen, allerdings in der Überzeugung, daß zu seiner Verwirklichung eine veränderte Qualität des Subjektiven nötig sei, sehen die Kritiker in ›Nachdenken über Christa T.‹ (und in anderen Werken danach) vor allem die Gefahr einer unzulässig hohen Einschätzung alles Persönlichen. So spricht zum Beispiel Kähler in Hinblick auf ›Nachdenken über Christa T.‹ von einem „Refugium der autonomen Persönlichkeit“, davon, daß „autonome Person ohne soziale Funktion eine Illusion“ sei, vom „Gartenzaun als geistiger Kategorie“ und von „poetischer Enklave des Selbst“. Christa Wolf hätte „mehr Distanz, Überlegenheit, Filter für ihre Christa gebraucht [...] eine prägnantere Wertung [...],

wenn sie einen Menschen gestaltet, der kaum mit dem Leben zu Rande kommt“, so sei es „schonende Unverbindlichkeit [...] gegenüber ihrer blutarmen Freundin“. ¹⁴⁾ Haase betont unter anderem, daß die Korrektur der „zweifelhaften Schöngesteirerei“ vage bleibe, das Ganze zu einer „Apologie des Opportunismus“ gerate, sich „die Proportionen verschöben“, die „Erkenntnis auf der Strecke“ bleibe, daß „Gewissen und Phantasie ohnmächtig und wirkungslos“ seien „ohne die Verbindung mit den mächtigen Kräften, die die moderne Wissenschaft freisetzt“ (gemeint ist Marxismus als wissenschaftlich begründete Lehre), und daß eine „halb ironische, halb wehmütige Abwertung der Tüchtigen und Fleißigen“ ¹⁵⁾ erfolge. Heinz Sachs, zur Zeit der Veröffentlichung von ›Nachdenken über Christa T.‹ verantwortlicher Leiter des Mitteldeutschen Verlages, sah sich gezwungen, in Hinblick auf die Veröffentlichung von Christa Wolfs Buch Selbstkritik zu üben. Er spricht darin von „problematischen Entscheidungen“. Man habe sich mit bestimmten „ästhetischen Auffassungen“ „ungenügend auseinandergesetzt“, eine „inkonsequente Haltung“ eingenommen, eine Heldin vorgestellt, die sich nicht als Vorbild eigne und zu der die Verfasserin keine Distanz (das heißt kritische Bewertung) gefunden habe. Außerdem habe man „Pessimismus“ und „Allgemein-humanistisches“ als „ästhetische Grundstimmung“ zugelassen, ebenso die Tatsache, daß hier auf „allgemein bewegende Fragen“ keine „spezifisch sozialistischen Antworten“ gegeben werden. Darüber hinaus sei es nicht gelungen, die „Suche nach tieferem Eindringen in die Psyche des einzelnen“ in einer Weise zu gestalten, daß „die neue Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen im Sozialismus“ ausreichend sichtbar wird. ¹⁶⁾ Im Sonderheft der ›Weimarer Beiträge‹ zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der DDR (1969) wird Christa Wolfs ›Nachdenken über Christa T.‹ vor allem deshalb kritisiert, weil das Buch dem „gesteigerten Bedürfnis nach ästhetisch-künstlerisch gestalteten Problemen des Menschen in der sozialistischen Menschengemeinschaft“ nicht entspreche, weil es nicht die „vorgestellten Modelle der Lösung und Überwindung solcher Konflikte“ sichtbar mache, weil also der Autor nicht „deutlich ästhetische Parteinahme [...] für die Bewegungsrichtung“ zeige, „in der die Lösung solcher Konfliktkonstellationen erwartet und in der Realität erkannt“ werde. ¹⁷⁾ Kurz: Wenn man die Kritik einzelner zusammenfaßt, ergibt sich die Schlußfolgerung, daß Christa Wolf den Forderungen des *sozialistischen Realismus* auf ganzer Breite nicht gerecht wird.

Christa Wolf hält trotz Kritik dieser Art (und kritischer Warnungen) an ihren Vorstellungen fest. Nicht aus Starrsinn. Der tiefere Grund liegt in ihrer erkenntnistheoretischen Überzeugung. Während die offizielle Kritik daran festhält, daß die Wirklichkeit unabhängig vom Menschen existiere — nur unter dieser Voraus-

¹⁴⁾ Ebenda, S. 255, 256, 256, 258, 260 und 261.

¹⁵⁾ HORST HAASE, Nachdenken über ein Buch, in: NDL 4 (1969), S. 181, 181, 183, 183 und 181.

¹⁶⁾ HEINZ SACHS, Verleger sein heißt ideologisch kämpfen, in: Behn, Wirkungsgeschichte (zit. Anm. 11), S. 54—56.

¹⁷⁾ Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED, hrsg. v. ELIMAR SCHUBBE, Stuttgart 1972, S. 1560 f.

setzung kann sie sich ja im Werk *spiegeln* —, ist Christa Wolf davon überzeugt, daß sie nur über die einzelne Person vermittelt werden könne. „Lassen wir“, sagt sie in ›Lesen und Schreiben‹, „Spiegel das Ihre tun: Spiegeln. Sie können nichts anderes. Literatur und Wirklichkeit stehen sich nicht gegenüber wie Spiegel und das, was gespiegelt wird. Sie sind ineinander verschmolzen im Bewußtsein des Autors. Der Autor nämlich ist ein wichtiger Mensch“ (LS, 213). Mit dieser Überzeugung kann Christa Wolf nicht auf Erfahrung und Subjektivität als elementare Kategorien verzichten — aber auch nicht auf alle anderen Elemente des Subjektiven, die damit gegeben sind und die ernstgenommen sein wollen, wenn der Mensch als aktives Mitglied der Gesellschaft zu sich selbst kommen soll. Christa Wolf hat zur Kritik von offizieller, offiziöser und konformistischer Seite nicht direkt Stellung genommen. In einem Gespräch mit Hans Kaufmann, das im Rahmen der bekannten „Autorengespräche“ der ›Weimarer Beiträge‹ 1974 stattfand, präzisiert sie jedoch ihre Position und ihren Anspruch. Sie beharrt auf ihrer Überzeugung, daß ihre Deutung der Welt und die damit gegebenen Projektionen in die Zukunft den Forderungen des sozialistischen Realismus voll entsprechen. Die „so lange verkannte, unterschätzte, ja verdächtige Kategorie der Erfahrung“ bleibt für sie „das Reservoir, aus dem sie schreibt“, denn es ist die Erfahrung, die — aus ihrer Sicht — „zwischen der objektiven Realität und dem Subjekt Autor“ vermittelt und sich „gerade durch ihr subjektives Moment von Naturwissenschaften und Philosophie“ unterscheidet (WB, 97). Die Autorin legt Wert darauf festzuhalten, daß die marxistische Philosophie zu ihren „Grund-Erfahrungen gehört und sowohl die Auswahl als auch die Bewertung neuer Erfahrungen entscheidend mit bestimmt“ (WB 96), sie ist aber nicht bereit, sich „auf einen blanken historischen Determinismus, der in Individuen, Schichten, Klassen, Völkern nur Objekte einer sich unumstößlich durchsetzenden historischen Gesetzmäßigkeit sähe und dem eine vollkommen fatalistische Geschichtsphilosophie entspräche“, einzulassen, „ebensowenig aber auf einen öden Pragmatismus, der in der Moral von Klassen und Individuen nichts sieht als ein Mittel zum Zweck, beliebig manipulierbar, beliebig ignorierbar, mal nützliches, mal unnützlich Vehikel“ (WB, 112). Solcher Gefahr könne der Autor nur dadurch entgehen, daß er „sich selbst in die Widersprüche hineinbegibt“ (WB, 112), und dies heiße, daß er die „rein rationale Vermittlung von Wissen oder Erfahrung“ durchbricht und sich auf „Emotionalität“ einläßt (SF, 880 f.). Christa Wolf redet damit nicht einer „antirationalen“ Bewegung das Wort. Aber zur Erfahrung gehöre eben auch die Emotion. Man habe sie zu Unrecht „weitgehend herausgefiltert“ und so „gespaltene Menschen“ geschaffen. Demgegenüber zeige die Erfahrung, daß Situationen, in denen „wirklich etwas Neues in Bewegung gekommen“ ist, sich „eine neue Qualität in der Möglichkeit, zu leben und zu handeln“ gezeigt hat, immer solche gewesen seien, „in denen eine Emotion in Bewegung gesetzt wurde“ (SF, 880). In diesem Zusammenhang verteidigt Christa Wolf die Psychologie (SF, 868) — einen ihrer Interessensbereiche, auf dem sie „Kenntnisse parat“ habe (WB, 107) — und die Notwendigkeit, „psychische Mechanismen“ zu beachten (WB, 104), und sie hält an der Absicht fest, Konflikte darzustellen, auch wenn sie nicht modellhaft

vorgegeben sind,¹⁸⁾ plädiert für das Recht und den Nutzen der Phantasie (168; SF, 882; LS, 195) und besteht darauf, sich auch als sozialistische Autorin als „Moralist“ zu begreifen (WB, 112). Die ganze Fülle des „Lebensstoffes“¹⁹⁾ wolle sie nach wie vor als ihr Arbeitsfeld ansehen, überzeugt davon, daß sie auf dieser Grundlage auch die richtige Beziehung zwischen Einzelmenschen und Kollektiv erkennenbar machen könne. Diese Orientierung Christa Wolfs ist nicht neu; sie begegnet — einschließlich bestimmter Begriffe („Lebensstoff“, „Erfahrung“ usw.) — schon in den sechziger Jahren (›Notwendiges Streitgespräch‹ 1965), sie profiliert sich aber zunehmend, möglicherweise gerade wegen der Kritik, mit der sich Christa Wolf auseinanderzusetzen hat. In ›Kindheitsmuster‹ fand diese Orientierung die bisher klarste Ausprägung — und im Anschluß daran auch die schärfste Kritik, die erklärtermaßen ›Nachdenken über Christa T.‹ mitmeint; so durch Annemarie Auer: esoterische Formspielerei, hypnotisches Hinstarren auf das Eigene, Ich-Faszination, Wehleidigkeit, Kränklichkeit, Blutleere, larmoyantes Grübeln und Klagen, Psychologismus, Zerrbild der DDR, Mangel an politischer Eindeutigkeit, Fehlen historischer Dialektik, unzureichende Offenheit in die Zukunft.²⁰⁾

Auf vielfältige Weise wird die Kategorie der *Subjektivität* — wohl wegen ihrer innovatorischen Brisanz in der DDR — mit dem Hinweis auf deren bürgerliche Herkunft und auf die im Westen verbreiteten bürgerlich-dekadenten Spielarten diffamiert. Dies geschieht offenbar mit der Absicht, davon abzulenken, daß Christa Wolfs Vorstellung von Erfahrung und Subjektivität, die aus ihrer besonderen historischen Situation erklärbar und verstehbar ist, in Hinblick auf die in bürokratischem Schematismus erstarrten Verhältnisse in der DDR und auf die verbreitete, kleinliche Angst vor dem Mut, „auf Erkundung zu gehen“, Sprengkraft besitzt. Das Nachdenken über Christa T. ist zugleich ein Nachdenken über den Staat und seine Gesellschaft. Der Kern der Auseinandersetzung zwischen den Kritikern und Christa Wolf liegt im ideologischen Bereich. Ihre Kritiker sehen in der partei-offiziellen Auslegung der marxistischen Grundthesen den einzigen Weg zur Erreichung der Ziele des Sozialismus. Sie weichen dabei nicht von den üblichen Reaktionsweisen in real sozialistischen Systemen ab, die auf Schwierigkeiten oder Verfehlungen mit verschärftem ideologischen Druck antworten. Christa Wolfs Herausforderung besteht nicht zuletzt darin, daß sie auch die übliche Reaktionsweise hinterfragt und feststellt, daß die Entfremdung des Menschen im realen Sozialismus nur mit Hilfe des Korrektivs *Subjektivität*, das heißt dadurch aufgehoben werden kann, daß die Erfahrungen des einzelnen ernstgenommen werden und daß der Emotionalität, dem Lebensduktus einzelner ein höheres Maß an Aufmerksamkeit und Legitimität zuerkannt wird. Den Leserbriefen an Annemarie Auer, die zu ihrer Kritik an Christa Wolfs ›Kindheitsmuster‹ Stellung nehmen, stellte Girus Anmerkungen voran, die in der grundsätzlichen Forderung gipfeln: „Nicht Bewältigung der Vergangenheit“ sei Aufgabe der Literatur, sondern „Bewältigung der Zukunft durch Überwältigung

¹⁸⁾ NDL 6 (1958), S. 11—13.

¹⁹⁾ NDL 3 (1965), S. 101.

²⁰⁾ ANNEMARIE AUER, Gegenerinnerung, in: Sinn und Form 29 (1977), S. 847—878.

der Vergangenheit“. ²¹⁾ Das Werk Christa Wolfs zeigt, wie ich meine, nicht nur die Weite des Abstands, der zwischen Literatur und Literaturkritik in der DDR besteht, sondern auch die veränderungsfeindliche Verfestigung der Verhältnisse dort. In der allgemeinen Atmosphäre des Mißtrauens und der Verdächtigungen kann die Kritik einem Werk wie ›Nachdenken über Christa T.‹, in dem das Problem „Prägung-Lebensmuster-Zukunftsentwurf“ am Beispiel eines einzelnen, keineswegs vorbildlichen Menschen durchdacht wird, offenbar nicht gerecht werden. Die Art des Wandels, die Girnus den Elementen der Kontinuität gegenüber fordert („Überwältigung“), ist kaum noch dialektisch zu nennen, sie läuft vielmehr auf Vergewaltigung hinaus. Es scheint, als habe ein Autor der DDR, der kritische Solidarität zu formulieren versucht, keine andere Wahl, als entweder solche Zerreißproben zu ertragen oder in innere oder äußere Emigration zu gehen. Die Entwicklung der vergangenen zwei Jahre bestätigt jedenfalls diese Annahme. Christa Wolf beharrt dieser Herausforderung gegenüber auf ihrer erkenntnistheoretischen, ästhetisch-literarischen und menschlichen Position und stellt der verkrusteten Partei- und Literaturdoktrin utopisches Denken entgegen: Umriss von Strukturen, in denen Traditionelles verwandelt weiterlebt, aber nicht deshalb weiterlebt, weil es Teil des — wie immer zu bestimmenden — Erbes ist, sondern weil es konstitutive Elemente der menschlichen Natur enthält. Christa Wolf steht mit ihrer Überzeugung nicht allein. Günter Kunert sagte im März 1979 in einem Interview:

„In der DDR-Literatur, die das Individuelle betont, ist [dies] keine Realitätsflucht oder Rückkehr in eine abgeschlossene Privatheit. Eher wendet sie sich, wo es sich um direkte Selbstbekundung handelt, dem Ich als einem unfreiwilligen Demonstrationsobjekt gesellschaftlicher Bedingungen zu. Es geht um eine genauere, eindringlichere Hinwendung zur Gesellschaft, indem das Ich, das Selbst, das Ego seine unverschleierte Darstellung findet.“ ²²⁾

²¹⁾ WILHELM GIRNUS, Vorbemerkung zu: Briefe an Annemarie Auer, in: Sinn und Form 29 (1977), S. 1313.

²²⁾ Süddeutsche Zeitung 69, 23. März 1979, S. 35.